

Die Stadt, die das Lachen verlernte

Bergbau im Reich der Winde und Adler / Kupfererzeugung in 3000 m Höhe / Bodenschätze der Hochgebirgswelt Bergarbeiter-Wohnungen in den chilenischen Kordilleren

Es war ein Leutnant des spanischen Heeres, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts die gewaltigen Kupferlager entdeckte, die bis auf den heutigen Tag unter dem Namen die „Gruben des Leutnants“ bekannt sind. Der Offizier war aus der Schuldhaft entflohen und hatte sich vor den Nachstellungen der Verfolger in die Hochgebirgswelt der chilenischen Kordillere geflüchtet, wo er sich jahrelang vom Fleisch erlegter Adler und von Vogeleiern ernährte. Bei seinen Wanderungen von einem Gipfel zum anderen hatte er eines Tages in der Höhe von 2800 Metern eine zutage tretende Ader fast reinen Kupfers entdeckt. Durch Vermittlung eines reichen Verwandten verschaffte er sich die Mittel zum Abbau und gewann dadurch das Geld, das ihm zurückerstattete, seine Schulden zu bezahlen und nach Santiago zurückzukehren. Im Jahre 1819 begann dann ein reicher spanischer Grundbesitzer die Mine mit den Methoden der damals noch recht primitiven Technik abzubauen. Nach mehreren Jahren hielt er aber die Ader für erschöpft und gab den Bergbau auf. Die „Mine des Leutnants“ lag vergessen, bis sie im Jahre 1900 von einem italienischen Bergwerksingenieur erneut entdeckt wurde, der gleichzeitig feststellte, dass das gesamte Bergmassiv ein einziges, ausgedehntes Lager von Kupfererzen mit einem Metallgehalt von 3 Prozent Reinkupfer darstelle. Vergänglich versuchte er, in Italien, Frankreich und England die Mittel zur Erschließung dieser enormen Erzlager aufzubringen, bis er endlich in den Vereinigten Staaten in einem Industriellen namens Nash den Mann fand, der seine grosszügigen Pläne verwirklichte. So trat mit einem Kapital von 625 000 Dollars die gewaltige „Breaden Copper Company“ ins Leben, die heute eine der grössten Produktionszentren des Weltkupfermarktes ist. Das Becken umfasst Lager von 100 Millionen Tonnen Erzen und hat eine Tageserzeugung von 3500 Tonnen Erzen, die 45 Tonnen reines Kupfer ergeben, das als Stabkupfer auf der eigens erbauten Bergbahn nach dem Hafen San Antonio geschifft und von dort aus verschifft wird.

„In Rancagua, der Hauptstadt der chilenischen Provinz O'Higgins“, schreibt Mario Appellus in „Popolo d'Italia“, „verlassen wir die Staatsbahn, um mit der „Trolley“, einem Mittelding zwischen Automobil und elektrischer Bahn, in das Grubenrevier des Hochgebirges zu fahren. Die 75 Kilometer werden in schneller Fahrt in drei Stunden zurückgelegt. Auf halbem Weg liegt das Hydro-elektrische Kraftwerk der Bahnen und Gruben. An senkrecht abfallenden Steilwänden führt die Strecke über Abgründe und Klüften hinauf zur Höhe. Hier und da schützen Dächer von Holz oder Eisen die Gleise gegen Stein- und Schneelawinen. Ein strahlend blauer Himmel, an dem nicht ein Wölkchen zu sehen ist, spannt sich über die Gipfel, die immer höher wachsen. Auf 2500 Meter sind wir von Schneemassen umgeben. Die letzten 300 Meter der Auffahrt stellen uns ein freundliches Bild vor Augen. Die Schlucht verengert sich mehr und mehr und scheint sich zusammenzuschliessen; plötzlich sehen wir uns in ein Schneefeld versetzt, das auf allen Seiten von den in der Sonne glitzernden Schneemauern eingeschlossen ist. Vor unseren Augen breitet sich das Wunder der Minenstadt, die Menschenhände in 3000 Meter Höhe im Reiche der Winde, des Schnees und der Adler aufgebaut haben. Inmitten des augenblendenden Glanzes der Schneefelder erheben sich die schwarzen, verträubelten Häuserblocks der Bergarbeiterwohnungen in der „Flaggengala“ der armenigen Wäschelstelen, die im Abendwinde trocknen. Stufen und Treppen verbinden die stufenförmig aufsteigenden Arbeiterhäuser unter sich und den Beranlagen der Grube. Die im Schweizer Stil gehaltenen Villen der leitenden Beamten und die eleganten Fronten der „Klubhäuser“, an denen es so wenig fehlt, wie an Sportplätzen, Kino und Theater, Krankenhaus, Bibliotheken, Badeanstalten und anderem mehr, suchen der Minenstadt ein freundliches Gesicht anzuschminken. Vergiebliche Liebesmüh! Die riesigen Stahlgerüste der Fabrikanlagen, die Schornsteinzyklopen der Schmelzhütten, die Krannetze, das Getöse der

elektrischen Kraftmaschinen, der Seil- und Eisenbahnen bilden einen gar zu schreienden Kontrast zwischen der brutalen Härte des Eisens und der milden Weiche des Schnees, zwischen dem lachenden Blau des Himmels und den schmutzigen Rauch- und Schwefelschwaden der Essen, zwischen der majestätischen Ruhe des Hochgebirges und dem unaufhörlichen Zischen und Fauchen der arbeitenden Maschinen. Dieser Widerspruch verrät mit brutaler Beredsamkeit, dass das Leben denen nicht leicht, die in dieser Höhe in den Eingewunden der Berge zu leben verurteilt sind, inmitten der ewigen Wolken des Erzstaubes, ohne Gesellschaft eines Blattes, ohne das Lächeln einer Blume, abgeschnitten von der Welt, Gefangene eines Zwanges, der härter ist als die Verurteilung zu Kerkerstrafe. Es ist etwas Unnatürliches in dieser Minenstadt in 3000 Metern Höhe, die die Menschen in Fühlung mit den Bergriesen bringt und sie gleichzeitig zwingt, in licht- und luftlosen Katakomben ihr Leben zu verbringen, die die Menschen mitten in die funkelnde Pracht der Schneefelder stellt und sie gleichzeitig zwingt, im Rauch und Schmutz dahinzuvegetieren, die ihre Bewohner auf das Niveau der Adler und Kondore erhebt, dort, wo das Auge sich in der Unendlichkeit verliert, sie in einen grossen Eisenkäfig steckt und in das Netz der mit amerikanischer Präzision organisierten Fabrikordnung verstrickt. Zu alledem kommt noch das Prohibitionsgesetz, das den Männern nach der Arbeit selbst den Genuss einer halben Flasche verwehrt. Dieses Leben ist ganz durchtränkt von dem mürrischen Geist des puritanischen Quäkertums, das zwischen einer der anderen Arbeitsschicht auf die Illusion der bescheidensten Liebelei nicht duldet. Die Gesichter der Männer haben denn auch den Zug der Verbitterung und der düsteren Trauer; das gilt für die Arbeiter wie für die leitenden Beamten. Kein Lächeln umspielt die Lippen der Männer, Frauen und Kinder. Kein Lied klingt aus den Türen und Fenstern der Häuser. Ihre Majestäten, der Dollar und das Kupfer, halten mit eisernem Griff Leib und Seele ihrer Untertanen in ihren erbarmungslosen Fängen.“

Stierkampf im Rathaus

Alljährlich findet in Spanien eine ganze Anzahl Menschen den Tod bei den kleinen Stierkämpfen draussen auf dem Dorf. Eine „Plaza de Toros“, eine richtig ausgebaute Arena, gibt es fast nur in den bedeutenderen Städten. Auf dem flachen Lande wird die „Fiesta Nacional“, wie der Stierkampf noch heute genannt wird, meist mitten in der Ortschaft, auf der „Plaza Mayor“, dem Hauptplatz, durchgeführt. Die Zugassen werden gesperrt, und vor den Häusern errichtet man primitive Tribünen. Die besten Schauplätze aber bieten die Fenster und die ebendort geradezu für die Zwecke des Stierkampfes ausgebauten Balkone der umliegenden Häuser. Wird nun ein Kampfstier von den hier meist doch ziemlich ungeübten Banderilleros oder dem Matador falsch behandelt, dann bricht er gar oft durch die schwachen Hindernisse der Tribünen in die begeisterte Menge oder trifft mit seinen Hörnern durch die kümmerlichen Lattenverschlüsse hindurch am Kampf unbeteiligte Zuschauer. Wegen dieser Gefahren wurde auch die primitive Art des ländlichen Stierkampfes von der Regierung verboten. Offenbar aber wird das Verbot nicht überall beachtet; denn es ereignen sich immer wieder schwere Unfälle der geschilderten Art.

Einen eigenartigen Ausgang nahm jetzt ein Dorfstierkampf in der Nähe von Salamanca. Ein besonders braver Stier brach aus dem engen, für seinen Tod bestimmten Bezirk und raste in die offenstehende Tür des Rathauses. Um ein grösseres Unglück zu verhüten, schloss man ihn dort sofort ein. Vom oberen Stockwerk aus aber begann sich ein Beamter damit zu vergnügen, das für einige Minuten seinem sicheren Tode entlohene Tier zu reizen. Er glaubte sich da oben sehr sicher. Die Treppe lag zwischen ihm und dem Ziel seines Spottes. Doch der Herr Oberschreiber hatte sich in seinem Gegner gewaltig verrechnet. Mit ein paar Sätzen brachte das gewaltige Tier die Treppe hinter sich und nahm den zu spät flüchtenden Beamten auf seine Hörner. Zwischen den Stühlen und dem grünen Tisch der Rathsherren jagte er eine Zeit mit dem zu Tode Getroffenen, dann wandte er sich anderen Objekten zu. Wie gewöhnlich hatte der Balkon des Rathauses die Ehrentribüne gebildet. Mehrere der hohen Gäste mussten jetzt ihre Freunde an der kunstvollen und langsamen Hinrichtung der Stiere mit erheblichen Schrammen büssen, die ihnen der hier oben so ungebundene Gast beibrachte. Wer irgend konnte, sprang von den Balkonen auf den Platz hinab. Die Kinder, die in städtischer Zahl bei den Ehrengästen sassen, wurden herabgelassen und unten von anderen Zuschauern aufgefangen.

Währenddessen fassten endlich ein paar Männer Mut und kletterten an Säulen der Balkone ins erste Stockwerk hinauf. Noch immer raste der Stier in den gebülligten Amtsräumen. Als er

an einem seiner Gegner vorbeisties, verlor er sich mit den Hörnern in den Ranken des Balkongitters. Ein Dolch traf ihn in den Nacken, und nach kurzer nutzloser Gegenwehr brach er von einem zweiten, gut ins Herz gezielten Stoss getroffen zusammen. Nachdem vor zwei Jahren zur Mittagsstunde in der Madrider Gran Via, der neuen Prachtstrasse des hauptstädtischen Zentrums, ein Stierkampf stattgefunden hatte, ist Spanien jetzt um eine Kuriosität in der „Arte tauroma“ reicher geworden. Einen Stierkampf im Rathaus dürfte es bisher kaum jemals gegeben haben.

H. T. J.

Robinson auf dem Teller



Die staatliche Porzellanmanufaktur hat ein Service herausgebracht, auf dem Robinson Crusoes Erlebnis nach Entwürfen von Professor Seebald dargestellt sind.

Die Räuberhöhle. Die Kriminalpolizei von Schönebeck wurde benachrichtigt, dass seit einigen Wochen im sogenannten Zordelwäldchen zu bestimmten Tageszeiten eine verdächtige Rauchsäule aufsteige. Der Wald wurde mittels eines grösseren Gendarmieraufgebotes umzingelt und richtig entdeckte man auch eine Höhle, aus der menschliche Stimmen ertönten. Man hörte den Ausruf „Gestochen!“ und darauf mehrstimmiges Wehegeheul. Daraufhin zogerte die Polizei nicht mehr, in die Höhle einzudringen und entdeckte dort vier junge Burschen die, mangels anderer Unterkunft, sich dort ein gemütliches Quartier — zum Skatspielen eingerichtet hatten.

Der Papagei bringt es an den Tag

„Hilfe! Hilfe! Mac Breck!“ Seit über hundert Jahren stösst ein Papagei, dessen Alter man heute auf 130 Jahre schätzt, diesen Ruf aus, dessen Sinn man bisher nicht zu deuten wusste. Man hat hier den Schlüssel zu dem geheimnisvollen Rätsel eines Mordes in Händen, der vor 118 Jahren in Brasilien begangen wurde. Der Vogel gehörte ursprünglich Benita Arletti, einer bildschönen italienischen Opernsängerin, die zu den Hofstaaten des Königs Johann VI. von Portugal gehörte, als dieser vor dem eindringenden Truppen Napoleons nach Brasilien floh.

Dr. Silveira Cardoso, ein portugiesischer Geschichtsschreiber, hat nun soeben ein Buch erscheinen lassen, das sich mit dem Leben des portugiesischen Hofes während seines Aufenthaltes in Rio de Janeiro beschäftigt und bei dieser Gelegenheit allerlei interessante Einzelheiten aus dem Liebesleben der Königin Carlota Joaquina erzählt. In diesem Zusammenhang wird auch der Ermordung der Benita Arletti gedacht, die durch ihre prunkhaften Feste berühmter geworden war als durch die künstlerischen Qualitäten ihres Gesanges. Zu den Gästen, die sich bei diesen Festen einfanden, gehörte auch John Mac Breck, ein 13jähriger junger Schotte, der nach den Bekundungen der zeitgenössischen Publizistik nicht unempfindlich für die Liebesbeweise war, mit denen ihn die Königin Carlota bedachte. Am Abend des 18. Februar 1812 war Benita Arletti nach dem Verlassen ihrer Gäste mit ihrer Dienerschaft allein geblieben. Man fand sie am nächsten Morgen tot im Bett, mit einem Messer in der Brust. Das Geheimnis dieses Mordes ist jetzt durch Mario Canavarro Gouvarinho, dessen Urggrossovater am Hofe des Königs Johann VI. ein hohes Amt bekleidete, und der aus dem Nachlass der ermordeten Opernsängerin einige Sachen gekauft hatte, teilweise gelüftet worden. Unter den Sachen, die er gekauft hatte, befand sich auch der Papagei, der seitdem in der Familie blieb und inzwischen das hohe Alter von 130 Jahren erreicht hat. Seit einem Jahrhundert wiederholt der Papagei ständig die Worte: „Hilfe! Hilfe! Mac Breck!“ Im Zusammenhang mit den Mitteilungen des oben erwähnten Buches des Dr. Cardoso ist ein Fingerzeig zur Deutung des Rätsels gegeben. Amateurriminalisten beschäftigen sich dem auch angelegentlich mit zwei Hypothesen, die geeignet erscheinen, Licht über das jahrhundertalte Geheimnis zu verbreiten. Die eine gründet sich auf die Annahme, dass die Opernsängerin im Augenblick, als sie überfallen wurde, diese Worte sprach und dabei die Absicht hatte, Mac Breck, der eben das Zimmer verlassen hatte, zurückzurufen. Andere wieder nehmen an, dass dieser Mac Breck selbst der Mörder war, und dass er die Sängerin infolge irgendeiner Hofintrige aus dem Wege räumte, um eine Mitwiserin seines Geheimnisses zu beseitigen.

Heute zu Tiets billige und gute Lebensmittel einkaufen!